

Bolivien: Armut schweißt zusammen: Ansätze für ein interkulturelles Zusammenleben jenseits aller Fragmentierung

Winter, Johannes

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Winter, J. (2006). Bolivien: Armut schweißt zusammen: Ansätze für ein interkulturelles Zusammenleben jenseits aller Fragmentierung. *eins Entwicklungspolitik - Information Nord-Süd*, 26(11-12), 37-41. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-7630>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Bolivien: Armut schweißt zusammen

Johannes Winter

Ansätze für ein interkulturelles Zusammenleben jenseits aller Fragmentierung

Bolivien zeigt sich dieser Tage mal wieder gespalten. Auch wenn die Dezemberwahlen 2005 mit dem ersten indigenen Präsidenten Evo Morales einen eindeutigen Gewinner hervorbrachten, so halten etwa die Diskussionen über die staatliche Energie- und Ressourcenpolitik unvermindert an. Es geht dabei um die bereits vollzogene Verstaatlichung der nationalen Öl- und Erdgasvorkommen, die womöglich bald folgende von Forstwirtschaft und Bergbau sowie eine angekündigte Reform der agrarischen Besitzverhältnisse. Die Mehrheit der indigenen Bevölkerung sieht in diesem Politikwandel die lang ersehnte Realisierung einer gerechteren Aufteilung kollektiven Eigentums.

Dagegen erkennen vor allem Mestizen und Weiße in den Verstaatlichungen den problematischen Versuch Morales', dem Namen seiner Regierungspartei „Movimiento al Socialismo“ zur Verwirklichung verhelfen zu wollen: die „Bewegung hin zum Sozialismus“. Anliegen dieses Beitrages ist es nicht zu klären, welches Szenario den Realitäten in Bolivien näher kommt. Auch stehen nicht die schwer abschätzbaren Auswirkungen der staatlichen Ressourcenpolitik im Fokus. Vielmehr möchte dieser Beitrag die Fragmentierung der bolivianischen Gesellschaft beleuchten und anhand eines regionalen Beispiels verdeutlichen, dass interkulturelles Zusammenleben in Bolivien gelingen kann, wenn es denn ausprobiert wird.

Gesellschaftliche Fragmentierung

Wie in weiten Teilen Lateinamerikas so wurde auch in Bolivien das Konzept der Mestizaje (Mestizisierung) als gesellschaftliches Leitbild intensiv diskutiert. Mit der Verschmelzung europäischer und indigener Elemente zu einer gemeinsamen Kultur sollten ethnische Disparitäten verschwinden und eine nationale Identität in dem noch jungen Staat geschaffen werden. Doch wie vielerorts blieb das Modell einer Mestizisierung in Bolivien nicht mehr als ein kultureller Diskurs, der die „Dominanz der mestizisch-kreolischen Oberschicht rechtfertigen sollte“ (Sanjines 2002, S. 39). Wenngleich neben den europäischen Einflüssen die indigenen Wurzeln der Gesellschaft betont wurden, so fand sich im Konzept der Mestizaje nur wenig Raum für das praktische Ausleben der indigenen Kultur. Stattdessen standen moderne Lebensstile im Vordergrund und untermauerten die Verdrängung des Traditionalen und die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Spaltung.

Auch das gegenwärtige Bolivien zeigt sich gesellschaftlich fragmentiert. Je nach Perspektive unterteilt es sich in unterschiedliche Großgruppen: Da gibt es die kulturelle Differenzierung in die „zwei Bolivien, das ei-

ne indigen, das andere weiß“, die seit der Kolonialzeit gegeneinander kämpfen, wie es der radikale Gewerkschaftsführer Felipe Quispe ausdrückt (zit. b. García Linera et al. 2001, S. 240). Die indigenen Quechua und Aymará machen zusammen 55 Prozent der Bevölkerung Boliviens aus, hinzu kommen 30 Prozent Mestizen und 15 Prozent Weiße.

Eine andere ist die sozioökonomische Aufteilung, die eine wohlhabende besitzende Minderheit und eine marginalisierte Mehrheit unterscheidet (vgl. Van Cott 2003, S. 774). Zwei Drittel der Bevölkerung leben von weniger als einem Dollar pro Tag, obwohl Bolivien über die größten freien, d.h. ohne gleichzeitige Ölförderung ausbeutbaren Erdgasvorkommen Südamerikas verfügt. Andere wiederum verweisen auf die regionalen Disparitäten zwischen dem strukturschwachen Hochland um den Regierungssitz La Paz und die Satellitenstadt El Alto und dem prosperierenden Tiefland mit

Evo Morales, der erste indigene Präsident Boliviens, zu Besuch bei Brasiliens Staatschef Lula.



Foto: Ricardo Stuckert/PR



den großen Energieressourcen um Santa Cruz (vgl. Winter 2005, S. 8) oder die eingangs skizzierte politische Lagerbildung in Neoliberale, Nationalisten, Separatisten, Gemäßigte, Sozialisten und radikale Gewerkschaftler.

Zusammenfassend ist festzustellen: Die gegensätzlichen Teile und Strömungen scheinen nicht zusammenzupassen und schon gar nicht in eine kollektive Kultur und Identität zu münden. Sie stoßen einander ab und verfestigen vielerorts die Spaltung des Landes. Die Bilder vom „individualistischen, lebenslustigen und machohaften Camba“ halten sich ebenso hartnäckig wie die Vorstellungen vom „sparsamen, misstrauischen und verschlossenen Kolla“ (vgl. dazu Waldmann 2001, S. 160f.). In verachtender Form, repräsentiert durch Vertreter der mal moderat auftretenden, mal offen rassistischen Tieflandbewegung für einen autonomen Mestizenstaat „Nación Camba“ ist dann die Rede von „rückständigen, elenden Quechua- und Aymará-Ethnien, in denen eine Kultur des Konfliktes (...) und der Unterentwicklung überwiegt“ (vgl. Nación Camba 2006). Umgekehrt transportiert Gewerkschaftsführer Quispe, selbst ein Aymará, die Ideen des bolivianischen Indigenismus-Begründers, Fausto Reinaga, von der geistigen Überlegenheit der indigenen Kultur sowie der Verwirklichung des Inka-staates „República de Kollasuyo“ (vgl. La Prensa, 1.10.2003).

Folglich reichen die Befürchtungen über die Entwicklung Boliviens von „Bürgerkrieg und Sezession“ (Uricoste/Kallabis 2005, S. 20), über „Unregierbarkeit“ (Winter/Scharmanski 2005, S. 34) bis zum „failing state“ (Marmon 2005, S. 257). Bei aller Sorge um die Stabilität von Gesellschaft und Staat muss allerdings die Frage gestellt werden, inwieweit eine Überwindung der interkulturellen Gegensätze ernsthaft angegangen wird. Die Adressaten dafür sind primär nicht jene, die sich um die Verminderung sozioökonomischer Disparitäten im Land bemühen, die Entschuldungsinitiativen vorantreiben und technisch-finanzielle Hilfe leisten.

Bolivien ist Schwerpunktland der deutschen und internationalen Entwicklungszusammenarbeit in Südamerika und diesbezüglich stärker begünstigt als andere Entwicklungsländer³. Gefragt ist im Kontext einer kulturellen Integration vor allem der politische und gesellschaftliche Wille im Land, Räume der Interkulturalität gezielt zu schaffen und damit das Zusammenleben der verschiedenen Gruppen in Bolivien aktiv zu erproben. Und dieser ist bislang zu schwach, um Alternativen zu einem auf Segregation beruhenden Siedlungskonzept zu implementieren.

Betrachtet man die beiden Zentren des Hochlands, La Paz und El Alto, so wird deutlich, dass die räumliche Trennung nach Schicht, Einkommen und besonders kultureller Zugehörigkeit stark ausgeprägt ist. Während die von Weißen und Mestizen gebildete Oberschicht sowie die schwach ausgeprägte Mittelschicht an den unteren Hängen von La Paz siedelt, wo in 3600 Meter Höhe die Luft weniger sauerstoffarm ist, verteilt sich die indigene Bevölkerung auf die oberen, von



Emissionen stärker belasteten Hänge und auf die angrenzende Millionenstadt El Alto. Räume des interkulturellen Zusammenlebens sind kaum vorhanden, stattdessen hier marginalisierte Siedlungen und dort von Sicherheitsdiensten abgegrenzte Inseln des bevorzugten Lebens („gated communities“). Die wenigen Beispiele für gemeinsame Siedlungsgebiete entstammen zwar staatlicher Planung, waren aber ursprünglich als kulturell eher homogene Entlastungsräume für das überbevölkerte Hochland gedacht.

Jenseits der zwei Bolivien

Um den Untersuchungsgegenstand zu konkretisieren, soll nun ein Beispiel für ein gelungenes Zusammenleben von indigener und mestizischer Bevölkerung eingebracht werden. Der beschriebene Fall stammt aus dem ostbolivianischen Tiefland (Oriente), dem traditionellen Siedlungsgebiet der Mestizen. Nördlich von Santa Cruz, der regionalen Hauptstadt, wurde nach der bolivianischen Revolution in den 1950er Jahren damit begonnen, Siedlungen für Zuwanderungswillige aus dem Hochland anzulegen. Dieser als Agrarkolonisation bezeichnete Vorgang der Erschließung von bisher nicht oder nur extensiv genutzten ländlichen Arealen verfolgt mehrere Ziele.

Zu jener Zeit konzentrierte sich die Bevölkerung überwiegend auf das Hochland und die Täler im Westen des Landes, wo die indigene Bevölkerung seit jeher siedelt. Die Rohstoffkrisen, die den bolivianischen Bergbau wiederholt erschütterten und viele Minenarbeiter freisetzen, sowie die begrenzte Verfügbarkeit von fruchtbarem Ackerland verstärkten den Bevölkerungsdruck im Andenraum. Um dem Abhilfe zu schaffen, wurde von der bolivianischen Regierung mit ausländischer Hilfe ein Umsiedlungsprogramm aufgelegt, das Land-, Arbeits- und Mittellosen aus dem Hochland den Umzug ins entfernte Tiefland erleichtern sollte. Dort sollten sie Felder anlegen und mit der Produktion von Mais, Reis, Soja und anderen Kulturpflanzen ihren eigenen und den inländischen Bedarf an Agrargütern decken, um teure Nahrungsmittelimporte zu substituieren. Auch war es das Ziel, den politisch und räumlich entlegenen Oriente national stärker zu integrieren, ohne dass auf diese Weise gemeinsame Siedlungsgebiete von indigener und mestizischer Bevölkerung entstanden (vgl. dazu Winter 2006; Urioste/Pacheco 2001).

Räume der Interkulturalität bildeten sich dennoch sukzessive. Angezogen durch die Berichte von der staatlichen Vergabe von Parzellen im Umland von Santa Cruz, kamen vor allem unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen in die Kolonisationsgebiete. Die so genannten spontanen Migranten – vorwiegend Mestizen aus den umliegenden Regionen – erhielten allerdings keine neuen Flächen zugewiesen, da diese ausschließlich den Teilnehmern des Umsiedlungsprogramms vorbehalten waren. Auch waren die ersten Siedler schon bald gezwungen, ihr Land mit aus dem Hochland nachkommenden Angehörigen zu teilen. Obwohl insbesondere in den ersten Jahren viele Zuwanderer angesichts der erschwerten und ungeordneten Lebensbedingungen, ohne intakte Infra-

struktur und fortlaufende Unterstützung durch die Kolonisationsbehörde, die Region wieder verließen, bildeten sich keine Freiflächen. Grund dafür war einerseits der anhaltende Zustrom von spontanen Migranten, die vereinzelt über illegale Landmärkte Parzellen erwarben, andererseits die sich allmählich bildende zweite Siedlergeneration, die die Flächen der ersten Generation übernahm.

Das Resultat ist heute eine Ansammlung geplanter Dörfer, in denen Räume starker als auch schwacher kultureller Vermischung entstanden sind. Die Ergebnisse einer empirischen Erhebung in 100 Haushalten im Agrarkolonisationsgebiet San Julián/Oriente (vgl. Winter 2005) ergaben, dass in zentralen Orten, wo sich Verkehrswege kreuzen, unterschiedliche Kulturen aufeinander treffen, miteinander handeln, arbeiten und leben, die kulturelle Heterogenität nicht nur ausgeprägt ist.

Es geht damit auch einher, dass die Bewertung des Fremden dort anders ausfällt als in peripheren Orten, wo die ursprüngliche Siedlungsstruktur von 40 Familien pro geplantem Dorf noch erhalten ist und große kulturelle Homogenität herrscht. So schätzen Menschen in einem plurikulturellen Umfeld das Zusammenleben mit einer fremden Kultur signifikant positiver ein als Menschen, die ausschließlich von Angehörigen der eigenen Kultur umgeben sind. Vereinfacht gesagt: Wo sich Menschen unterschiedlicher Herkunft miteinander auseinandersetzen (müssen), ist die interkulturelle Wahrnehmung positiver als dort, wo die Konfrontation zwischen dem Eigenen und dem Fremden (vgl. Mansilla 2000, S. 7ff.) gar nicht stattfindet.

Und in der Tat sind die Bewohner des Kolonisationsgebietes ein Stück weit gezwungen, sich miteinander auseinanderzusetzen und auch zu arrangieren. In Dörfern, in denen es nur Schotterpisten gibt, die den Marktzugang in der Regenzeit fast unmöglich machen, wo die Haushalte über keinen eigenen Strom- und

Die Bilder vom „individualistischen, lebenslustigen und machohaften Camba“ halten sich ebenso hartnäckig wie die Vorstellungen vom „sparsamen, misstrauischen und verschlossenen Kolla“.

Indigene stellen in den Andenstaaten die Mehrheit oder große Anteile der Bevölkerung, doch der Zugang zur wirtschaftlichen und politischen Macht bleibt ihnen verwehrt. Diese Guatemaltekin unterhält einen einfachen Zeitungsstand, Jobs mit besseren Einkommensmöglichkeiten sind ihr nicht zugänglich.



Foto: Jan Braunholz

So schätzen Menschen in einem plurikulturellen Umfeld das Zusammenleben mit einer fremden Kultur signifikant positiver ein.

Wichtiger ist der hohe Stellenwert des Landbesitzes in der indigenen Kultur und das Gefühl der materiellen Unabhängigkeit.

Trinkwasseranschluss verfügen, wo die ärztliche Versorgung außerhalb zentraler Orte nicht ausreichend ist und wo sich das Schulsystem mit der Bildungsreform verbessert hat, aber die Ausstattung mit Unterrichtsmaterial unzureichend ist, dort rücken kulturelle Unterschiede in den Hintergrund.

Denn relative Armut und räumliche Isolation verbindet hier alle. Land zu besitzen bedeutet für die erste Siedlergeneration aus dem Hochland nicht, im materiellen Sinne wohlhabend zu sein. Ohne das notwendige Kapital, um technische Hilfsmittel für den Ackerbau zu erwerben, sind sie auf die Unterstützung der mestizischen Tagelöhner angewiesen, die für rund zwei Dollar am Tag bei der Feldarbeit helfen. Der Ertrag reicht den Landbesitzern für den Eigenbedarf und den Verkauf geringer Mengen auf lokalen Märkten. Die Einnahmen daraus sind bescheiden.

Wichtiger ist der hohe Stellenwert des Landbesitzes in der indigenen Kultur und das Gefühl der materiellen Unabhängigkeit, wenn auch auf niedrigem Niveau. Für die mestizischen Zuwanderer dagegen bleibt ein Leben in Abhängigkeit, das ihnen allerdings ein ausreichendes Einkommen zum Leben verschafft und deshalb auch bei ihnen zur Akzeptanz dieser Lebenssituation führt. Und so wirkt es glaubhaft, wenn das Motto eines regionalen Festes im Kolonisationsgebiet lautet: „Por la integridad“ („Für die Integration“). In diesen Räumen der erprobten Interkulturalität sind die Menschen dazu gezwungen, das Zusammenleben erfolgreich zu praktizieren, um sozioökonomisch zu überleben. Und manchmal entsteht daraus auch eine Vermischung von indigenen und mestizischen Elementen zu etwas Neuem. Eine Verwirklichung der „Mestizaje“ wird es dennoch in den Kolonisationsgebieten nicht geben. Dafür ist die Identifizierung mit dem Eigenen und die Abgrenzung zum Fremden auf beiden Seiten zu groß.

Integrationsprozess von unten

Der interkulturelle Annäherungsprozess im bolivianischen Tiefland, so wie er aus dem Fallbeispiel ersichtlich wird, beruht nicht auf einem staatlich geplanten oder gesellschaftlich initiierten Modellversuch zur Überwindung der Fragmentierung im Land. Dennoch haben sich wichtige Erkenntnisse für ein harmonischeres Zusammenleben der Kulturen ergeben, von denen auch die Entwicklungszusammenarbeit profitieren kann. Denn als die großen Umsiedlungsprojekte Boliviens in den späten 1960er Jahren in die Kritik gerieten, weil sie ihre offiziellen Projektziele verfehlten und zu hohe Kosten verursachten, zogen sich auch viele nordamerikanische und europäische Geberorganisationen sukzessive aus den Gebieten zurück. Nur wenige wie US-AID, die japanische JICA oder die von Misereor unterstützte Nichtregierungsorganisation SACOA sind geblieben. Dabei wird die technische, finanzielle und beratende Hilfe nicht nur wie vielerorts in Bolivien auch hier dringend gebraucht, sondern kommt zugleich einer Region zugute, die eigenständige Lösungsansätze für die Bewältigung eines grundlegenden Problems der bolivianischen Gesellschaft bietet. Ein solcher Integrationsprozess „von unten“ ver-

dient mehr Aufmerksamkeit als ihm bisher im Lande wie auch bei den Geberorganisationen zuteil wird.

Literaturangaben

- García Linera, A. et al. (2001): *Tiempos de rebelión*. Muela del Diablo, La Paz.
- La Prensa (2003): „Hablan de crear la nación Kollasuyo“. Ausgabe vom 1.10.2003, La Paz.
- Mansilla, H. C. F. (2000): *Lo propio y lo ajeno en Bolivia*. Reflexiones sobre la identidad colectiva de una sociedad en transición. Fundación Milenio/KAS, La Paz.
- Marmon, T. (2005): Bolivien hat die Wahl: Welchen Weg wird der neue Präsident einschlagen? In: *Brennpunkt Lateinamerika*, Nr. 23/2005, S. 257-267.
- Nación Camba (2006): *Quienes somos?* In: <http://www.nacioncamba.net/quienesomos.htm>
- Sanjines, J. (2002): *Mestizaje Upside Down: Subaltern Knowledges and the Known*. In: *Nepantla: Views from South*, Vol. 3, Iss. 1, pp. 39-60.
- UNSD (United Nations Statistics Division) (2006): *Official development assistance received by landlocked countries, as percent of GNI*, 2003. New York. Verfügbar unter: http://globalis.gvu.unu.edu/indicator_detail.cfm?IndicatorID=109&Country=BO
- Urioste, M. & Kallabis, A. (2005): Bolivien – Land in Gefahr? In: *Entwicklung & Ländlicher Raum*, H. 5/2005, S. 20-22.
- Urioste, M. & Pacheco, D. (Eds.) (2001): *Las tierras bajas de Bolivia a fines del siglo XX*. Tenencia, uso y acceso a la tierra y los bosques. Fundación PIEB, La Paz.
- Van Cott, D. L. (2003): *From Exclusion to Inclusion: Bolivia's 2002 Elections*. In: *Journal of Latin American Studies*, Vol. 35, pp. 751-775.
- Waldmann, A. (2001): *Geschichte, Wirtschaft und Identität in Santa Cruz de la Sierra – "Soy Camba, ¿y qué?"*. In: Sevilla, R. & Benavides, A. (Hg.), *Bolivien – das verkannte Land? (=Edition Länderseminare)*. Horemann, Bad Honnef.
- Winter, J. (2006): *Regionalentwicklung durch Agrarkolonisation? Erfahrungen aus Bolivien*. In: *Bolivien – Berichte und Analysen*, Nr. 146 (in Druck).
- Winter, J. (2005): *Integrationsprozesse im ländlichen Bolivien*. (=Arbeitshefte des Lateinamerika-Zentrum / CeLA, Nr. 91). CeLA, Münster. Verfügbar unter: www.uni-muenster.de/CeLA/publik/Ah/ArbHeft91.pdf
- Winter, J. & Scharfanski, A. (2005): *Sind die Andenstaaten unregierbar? Ursachen der politischen Krise in Bolivien, Peru und Ecuador*. In: *Zeitschrift Entwicklungspolitik*, H. 14/2005, S. 30-34.

Anmerkungen

- 1) Camba: Angehöriger der Mestizenbevölkerung des Tieflandes.
- 2) Kolla: Angehöriger der indigenen Hochlandbevölkerung (Quechua, Aymará).
- 3) Bolivien ist zugleich äußerst abhängig von externer Hilfe: Mehr als zwölf Prozent des Bruttosozialproduktes werden durch die finanziellen Zuwendungen der internationalen Gebergemeinschaft erbracht (Daten für 2003; vgl. UNSD 2006).



Johannes Winter

war in den Jahren 2002 im Rahmen eines DAAD-Stipendiums und 2004 zu Forschungszwecken in Bolivien.

Derzeit arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wirtschafts- und Sozialgeographischen Institut der Universität zu Köln.